

BUNTE WELT

Nr. 2

Unterhaltungsbeilage

1936

Daisy Glanes Abenteuer

Von Silbe Busch

Daisy Glane erging es wie vielen Mädchen ihrer Kreise. Sehr jung, war sie dennoch bereits überfätigt und immer auf der Jagd nach neuen Erlebnissen. Einzige Tochter eines Dollar-Millionärs — das Vermögen hatte dieser durch Erdöl und die Ausnutzung menschlicher Arbeitskraft erbeutet — war Daisy von Kindheit an auf geradezu groteske Art verwöhnt worden. Keinen Wunsch gab es, den man ihr nicht sofort erfüllt hätte. Die Folge davon: Daisy fand mit ihren achtzehn Jahren das Leben unbeschreiblich langweilig. Reisen? Nun ja. Kostbare Kleider? Ach, Gott, Sport? Nur mitunter noch von Reiz. Liebe? Sind Sie aber komisch. So ungefähr antwortete Daisy, wenn man ihr diese irdischen Genüsse aufzählte.

Ueberhaupt — was das Thema Liebe betraf. Natürlich fehlte es rings um Daisy nicht an heiratslustigen jungen Männern. Zum Teil waren es verachtete Adelige aus der alten Welt, die hofften, mit ihren ehemals glänzenden aristokratischen Namen das Herz einer New Yorker Dollar-Prinzessin zu gewinnen. Zum Teil bewarben sich solche um Daisy, die selbst sehr reich waren, in der Zusammenlegung zweier großer Vermögen aber beträchtliche Vorteile witterten. Daisys Person spielte dabei die geringste Rolle. Und — sie wußte es wohl. Denn die achtzehnjährige Daisy Glane war gar nicht dumm. Man hatte sie nur falsch und schlecht erzogen.

Daisy haßte jene verlebten jungen Männer, die sich um sie drängten. Sowohl die Monokelaristokraten, die Europa als Ausschußware nach USA exportiert hatte, Angehörige des einstigen russischen, österreichischen und deutschen Adels, wie die eigenen Landsleute, die in dieser Gesellschaftsklasse nicht viel besser waren. Trotz einem Leben, das auf bestimmter Weise die Dinge fälschte und zugleich ernüchterte — früh, sehr früh lernte Daisy zum Beispiel die Macht des Geldes kennen — hatte sie gewisse romantische Ideale. Dazu gehörte: sie wollte um ihrer selbst willen geliebt werden. „Er darf nicht wissen, wer ich bin, wie ich heiße und vor allem nicht, daß ich viele Millionen Dollars habe“, überlegte das junge Mädchen. „Er muß mich sehen, lieben und sagen: werde meine Frau!“ Sie wußte, es war primitiv gedacht. Aber das machte nichts. Schließlich, sie behielt es ja für sich und erzählte niemandem davon.

Daisy rechnete mit dem Zufall. Ein nicht sehr verlässlicher Faktor — gewiß. Doch konnte nur ein Zufall ihre Sehnsucht erfüllen. Anders war es einfach unmöglich, da ihr tägliches Leben sich im Kreis bestimmter Menschen abspielte, die alle einander bis zum Ueberdruß kannten. Der Zufall aber, von dem der Dichter Marquet sagt, er sei der Geschäftsführer des lieben Gottes, kam Daisy wirklich zu Hilfe.

An einem schönen Spätherbst-Vormittag ging sie „shopping“. Das ist eine sehr angenehme Beschäftigung für jene jungen und älteren

Damen, die viel Zeit und nicht weniger Geld haben. Nebenbei ein international gepflegter Brauch. Man schlendert durch die eleganten Avenuen, über die großen Boulevards, betrachtet die Auslagen der teuren und vornehmen Geschäfte, kauft, was einem gefällt, nimmt es mit oder läßt es sich zusenden. Daisy Glane, die Tochter des Oelkönigs, kannten natürlich alle Inhaber von Modeschlons, Schuh-Meliers und Parfümerien. Ihre Anwesenheit war dort stets erwünscht.

Die Sonne stand hoch über der Fünften Avenue, als Daisy ihre Einkäufe beendet hatte. Das Wetter war so schön, fast unwirklich schön für einen späten Herbsttag. Sie schickte Auto und Chauffeur nach Haus, beschloß, zu Fuß heimzugehen. Trotzdem Daisy in New York, auf dem Pflaster der Weltstadt, groß geworden war, geschah ihr heute etwas noch nicht Dagewesenes. Sie beachtete mit keinem Blick die Lichtsignale, die den Verkehr regelten, und überquerte, mit den Gedanken ganz wo anders, bei „grün“ die Straße. Kergerlich hupten Autobesitzer Daisy an, kräftige Flüche ertönten, wenig schmeichelhafte Bezeichnungen. Und da stand auch schon der Verkehrsschutzmännchen vor ihr, mit sehr unwilligem Gesicht. Er forderte Daisy auf, ihm zu folgen; er müsse ihren Namen und ihre Adresse haben, um ihr ein Strafmandat zuzustellen. Sie habe sich nämlich soeben aufs gröblichste gegen die Verkehrsvorschriften vergangen. Daisy Glane starrte den Policeman ununterbrochen an, während dieser mit ihr sprach. Folgte ihm ohne Widerspruch zurück auf den Bürgersteig und absichts. Sie war ganz hingerissen. Einen schöneren jungen Mann hatte sie nämlich noch nie gesehen.

Mit gesenkten Blicken, leiser, schüchternere Stimme, in der ein kleines Schluchzen aufklang, nannte sie Namen, Straße und Hausnummer. Alles falsch. Plötzlich schlug sie ihre Augen weit auf, Daisy wußte, daß sie sehr schön waren, und bat vielmal um Entschuldigung. Sie sei ganz fremd und ganz allein in New York, erst kurze Zeit habe sie die Stellung als Stütze im Manhattan-Hotel, heute sei ihr erster freier Tag und gleich müsse so etwas passieren. „Zehn Dollar Strafe“, die grauen Sterne füllten sich mit schimmernden Tränen, „wo ich doch nur fünfzehn im ganzen Monat verdiene. Wie schrecklich!“

Dem Verkehrsschutzmännchen Bob Smith, ebenfalls erst kurze Zeit auf seinem schweren und anstrengenden Posten, schlug kein mitleidloses Herz in der Brust. Dienst war zwar Dienst, und Vergehen blieb Vergehen. Bob Smith fand allerdings die Kleidung von Mary Scutt — diesen Namen hatte sie angegeben — für eine Stütze aus dem Manhattan-Hotel sehr nobel. Aber der Pelz auf dem Kostüm brauchte ja nicht echt zu sein, es gab heut schon Imitationen, die im Aussehen das wirklich Echte noch an Echtheit übertrafen. Und ebenso konnte

es sich mit den anderen Sachen verhalten. Der großen glänzenden krokodilledernen Tasche, den Eibehenschubben und dem breiten goldenen Armreif über dem Abschluß des Handschuhs, dieser aus Schlangenhaut.

„Es tut mir leid“, sagte der Verkehrsschutzmännchen Bob Smith, und dabei seufzte er, „geschehen ist geschehen. Die Strafe müssen Sie zahlen. Aber vielleicht bewilligt man Ihnen Miten. Ich muß jetzt an meine Arbeit zurück. Wann haben Sie denn Ihren nächsten freien Tag? Ich könnte Sie zum Beispiel am kommenden Mittwoch um sieben Uhr abends vor dem Ausgang des Manhattan-Hotel erwarten. Selbstverständlich vor dem Ausgang für Angestellte.“ „Selbstverständlich“, meinte Daisy alias Mary, „ich dürfte ja gar keinen anderen bemerken“. Ihre Augen leuchteten glücklich. „Bitte, kommen Sie nur. Ich werde es schon einrichten. Schlimmstenfalls tausche ich mit einem anderen Mädchen den Dienst.“ — „Well, im übrigen — ich heiße Bob Smith.“ — „Wie schön“, hauchte Daisy, „Bob, das ist mein Lieblingname“. Bob Smith, ein großer kräftiger Junge von einigen Zwanzig, blond, blauäugig und blendenden Zähnen, errödete vor Freude. Er hatte den Namen „Bob“ bisher durchaus nicht gemocht. Hatte ihn viel zu alltäglich gefunden. Es gab doch so viel kompliziertere. Irving oder Lyonel. Aber jetzt gefiel ihm Bob auch. Doch Mary, ihr Name, ihre ganz schmale, kleine und graziose Person, gefielen ihm noch tausendmal besser.

Daisy nahm sich, kaum den Blicken des Policeman Bob Smith entschwunden, ein Taxi. Fuhr aber nicht nach Hause. Sondern geradewegs ins Manhattan-Hotel. Sie hatte dort eine lange Unterhaltung mit dem Direktor. Zum Schluß stellte sie einen Scheck aus, „da Sie ja Zeit und Mühe für das Ganze aufwenden müssen“. Es war eine stattliche Summe, die Daisy ihrer neuesten Laune opferte.

Am nächsten Mittwoch verließ die Stütze des Manhattan-Hotels, Mary Scutt, Punkt sieben Uhr den Ausgang für das Personal und die übrigen Angestellten. Bob Smith war schon da. Er trug Zivil, aber, da er schlicht, ordentlich und unauffällig gekleidet war, sah er kaum weniger hübsch aus als in Uniform. Mary Scutt klopfte das Herz, wie es Daisy Glane noch niemals geklopft hatte. Mary Scutt brauchte gar keine Komödie zu spielen. Oder höchstens die aller Verliebten. Ihre Seligkeit, neben dem Geliebten zu gehen, war echt, als sie später an seinem Arm hing, hätte sie mit keinem Menschen getauscht. Zuerst besuchten sie ein Kino, dann gingen sie ins Café. Sie sprachen wenig. Wozu auch reden? Blicke genügten, ein Lächeln, Druck der Hände, leise Verhüllung der Anie unter dem Tisch. Das sagt viel, viel mehr.

Sie trafen sich öfters. Schließlich fragte Bob Smith Mary, er war sehr rot dabei und

stand sehr stramm, ob sie seine — er sagte es wörtlich „Liebe kleine Frau“ werden wolle. Und Mary Scutt tat, was Daisy Glane noch nie getan hatte, wenn man ihr diese Frage stellte. Sie antwortete laut und deutlich: „Ja.“ — Nichts ist unmöglich. Und ganz besonders dann nicht, wenn einem viele Millionen Dollars gehören. Daisy Glane gelang es, sich sämtliche, zur Eheschließung notwendigen Papiere zu verschaffen, lautend auf den Namen Mary Scutt, achtzehn Jahre alt, von Beruf Stütze. Im Dezember war bereits die Hochzeit. Die Jungvermählten bezogen eine winzige Zweizimmer-Wohnung in dem Neubau einer Mietkasernen. Bob Smith fand es „wonderful“. Und natürlich auch Mary. Vorläufig wenigstens. So lange alles noch den Reiz der Neuheit hatte. Dann änderte sich das.

So aber sah der Alltag ihrer Ehe aus. Früh um sechs Uhr mußte Mary Smith aufstehen. Daisy Glane hatte sich um diese Zeit müde und schlafen gelegt. Dann galt es, dem Mann die Schuhe zu putzen, die Uniform abzubürsten, alles, was metallisch daran war, blank zu reiben und drei Paar schwarze Handschuhe vorzubereiten. Danach wurde das Frühstück gemacht, auf dem kleinen Gasherd, und im Wohnzimmer serviert. Bobs Dienst war anstrengend und er verlangte zu Haus Bequemlichkeit, Fürsorge und Behagen. Auch schlief er gern bis auf die letzte Minute. Was hatte Daisy Glane vom Leben einer kleinen Beamtenfrau gewußt? Nichts. Daisy Glane drückte morgens, wenn sie erwacht war, einfach auf den elektrischen Knopf. Sofort erschien ihre Jose und ließ im anliegenden Badezimmer das Wasser in die gefachelte Wanne. Nach lauem parfümiertem Bad war Daisy von der Masseuse gemettet. Jetzt servierte man ihr das Frühstück am Ruhebett. Ein Rädchen starkes Koffein, leicht mit Schokolade gemischt, französische Delikatessen, die Daisy sehr liebte, obwohl es nicht ungefährlich für die Linie war. Doch wozu gab es Sport, Reispferde, Tennis, Golf, eigenes, in dem großen Park eingebautes Schwimmbassin? Außerdem — anstrengende Gesellschaften, Tanzen, Tanzen die Nächte durch, wobei man sich munter hielt mit Alkohol und allerlei Opianen? Da ging das überflüssige Fleisch fort wie nichts, ohne daß auch nur im geringsten etwas Wirkliches gearbeitet worden wäre.

Mary Smith mußte, wenn ihr Mann fort war, die Wohnung selbst aufräumen. Das Gehalt des Policeman reichte nicht für eine Bedienung. Später ging Mary die notwendigen Lebensmittel einkaufen. Die Nachbarinnen im Haus, welche bald merkten, wie unerfahren die junge Frau in allen Dingen der Wirtschaft war, halfen ihr mit Rat und Schlagen, zeigten ihr die preiswertesten Lebensmittelgeschäfte und die nicht ganz nahe gelegene Markthalle. Hatte Mary das alles erledigt, so war sie oft todmüde von der ungewohnten körperlichen Arbeit, die sie ganz anders mitnahm als sportliches Training, nur zum Zeitvertreib geübt. Dies hier waren P l i c h t e n ! Sie wiederholten sich täglich, sie blieben immer die gleichen. Bob Smith hatte nun eine kurze Mittagspause. Es langte gerade zum Essen. Alles mußte fertig sein, wenn er kam. Mühselig lernte Mary Kochen. Daisy Glane hatte nur fertig gedeckte Tische gefasst, prunkvoll in edlem Silber und kostbarem Porzellan, Diener, befrachtete Kellner, die mit undurchdringlichen Gesichtern — was mochten sie wohl mitunter von jenen denken, welche hier tafelten — erlesene Gerichte auftrugen. War Bob fort, nach flüchtigem Abschiedskuß, denn er hatte Eile, so gab es schon wieder neue Arbeit. Das Geschirr mußte ab-

gewaschen, das Nachtmal vorbereitet werden. Abends sank Mary in bleiernem Schlaf, mit schmerzenden Gliedern.

Doch überwand die junge Frau alles, solange sie Bob liebte. Entschädigung für die Mühe und Plage: das waren seine Zärtlichkeiten, seine Umarmungen, sein Mund auf dem ihren, schlafen in der Geborgenheit eines guten und starken Armes. In den freien Tagen ging Bob mit Mary ins Kino oder ins Café, war das Wetter schön, so besuchten sie den Vergnügungspark von Long Island, quetschten sich zwischen Tausenden von Menschen hindurch, fuhren auf der Luftschaukel oder mit dem Rotorboot über einen künstlichen See. Manchmal erhielt Mary auch ein Geschenk von ihrem Mann: eine kleine Kette, eine Brosche, eine seidene Bluse, Dinge von solcher Scheußlichkeit und Billigkeit, daß nicht einmal die Dienstmoten im Palais des Des Königs Glane sie getragen hätten. Für ihre Freunde und Verwandten war Daisy Glane auf einer Weltreise, insofern. Niemand ahnte, daß sie nur ein paar Untergrund-Stationen von ihnen entfernt lebte als die Frau des New-Yorker Verkehrspolizisten Bob Smith.

Nach einem halben Jahr hatte Mary von ihrem Leben, und wie sie selbst zugeben mußte, tollsten Abenteuer, mehr als genug. Es war inzwischen Frühling geworden, jene Zeit, in der die amerikanischen Millionäre nach Europa zu reisen pflegen. An die Riviera, nach Nizza, nach Cannes. Mary las in den Zeitungen von den großen gesellschaftlichen und sportlichen Erfolgen einer gleichaltrigen Freundin, Dorothy Thompson, Tochter eines Stahlmagnaten. Mary betrachtete nachdenklich ihre Hände. Längst waren sie nicht mehr so weiß, glatt und zart wie ehemals. Die Haut zeigte Risse und Rötte, Mary seufzte es an Zeit, sie ausgiebig zu pflegen und zu maniküren. Früh setzten Hosen ein. Bob schmückte und verbrauchte noch mehr Handschuhe als gewöhnlich. In den engen Straßen, zwischen den hohen Häusern dieses Kleinbürger- und Arbeiterviertels von New York machten sich allerhand wenig angenehme Gerüche bemerkbar, die Luft war stickig, Gärten und Anlagen fehlten. Wo es sie aber gab, da waren sie überfüllt bis zur Unerträglichkeit. Mary Smith sehnte sich nach dem Park von Daisy Glane, den kein Mensch außer ihr betreten durfte. Nach dem großen Schwimmbassin aus grünem Jade, auf dessen Grund man sich in geschliffenem Glase spiegelte.

„Werden wir nicht ein bißchen verreisen?“, fragte Mary ihren Mann zaghaft. Der lachte gutmütig. „Diese kleine Stütze aus dem Manhattan-Hotel hat Ähren wie eine Dollar-Prinzessin“. „Natürlich bekomme ich Urlaub. Vierzehn Tage. Da werden wir ab und zu einen hübschen Ausflug machen. Zu mehr langat's nicht, liebes Kind. Bedenke, daß ich von meinem ersparten Geld, und viel war's ja nicht, die Wohnungseinrichtung gekauft habe. Ich tat's gern, darling, mach dir keinen Vorwurf, daß du nichts hattest. Aber an Reisen — daran ist nicht zu denken. Zumindest in diesem Jahre noch nicht.“

Tags darauf verließ Mary Smith ihren Mann und die winzige Zweizimmer-Wohnung. Betrat „als von der Weltreise zurückgekehrte Daisy Glane“, wie am nächsten Tag die Zeitungen berichteten, ihre Palais in der 5th Avenue. Bob Smith war nicht wenig erstaunt, am Abend statt seiner Frau einen fremden Herrn an der Wohnungstür vorzufinden. Der fremde Herr verbeugte sich ein wenig, nicht sehr: „Dr. Stone, Rechtsanwält.“ Und dann sprach er rückhaltlos. Der Schluß: Daisy hat

Auf ein Kind, geboren in der Emigration!

Du hast kein Vaterland,
hör es dir staunend an,
du bist, so winzig, Emigrant,
heut Kind — doch bald ein Mann.

Jetzt liegst du noch sehr klein,
jetzt weicht du noch gar nichts,
schläfst sanft in Frieden ein
lächelnden Angesichts.

Deine Mutter hält dich warm,
draußen weht böse der Wind,
deine Mutter hält dich im Arm,
singt in den Schlämmer dich lind.

Sie singt eine alte Weise
aus der Erinnerung Truhe,
so wiegt sie dich sanft und leise
hinüber zur nächtlichen Ruhe.

Deutschland liegt für dich weit,
sie wollen dort nichts von dir wissen,
doch einmal kommt deine Zeit,
für dich da — auf dem Kissen.

Dann bist du nicht mehr klein,
vielleicht sogar schon sehr groß,
dann ziehst du in Deutschland ein
und kämpfst für ein besseres Los.

Nicht als ein tapferer Krieger
gegen die, die um alles uns brachten,
bleibst auf dem Schlachtfeld Sieger
über die, die uns heimatlos machten.

Wendern mu ß sich die Welt,
darum habe nur Mut,
heut ist sie schlecht bestellt,
doch morgen vielleicht — schon gut.

Heut hast du kein Vaterland,
lebst hier auf fremder Erden,
doch morgen, du jüngster Emigrant,
kann alles anders werden!

Katja.



ihren Mann, in die Scheidung einzuwilligen. Sie wollte wieder frei und ungebunden sein. Für die Enttäuschung, die sie ihm bereitet hatte, erbot sie sich, eine Entschädigungssumme zu zahlen, die man wirklich beim besten Willen nicht „gering“ nennen konnte.

Doch der Policeman Bob Smith war ein Charakter. Er wies das Geld zurück. „Sagen Sie meiner Frau, sie soll schleunigst nach Hause kommen. Ich will ihre Dollars nicht. Ich will eine Mary.“ Daisy amüßte sich königlich, als sie es erfuhr. Natürlich dachte sie nicht im Traum daran, die Ehe mit Bob Smith von neuem anzunehmen. Sie hatte den Kopf voll mit Reiseplänen und überließ die ganze Geschichte einem Stab gewiegter Juristen. Armer Bob, er war zu gut, zu anständig, um diesen routinierten Rechtsverdrehern gewachsen zu sein. Sie hielten ihn solange, bis er in die Falle ging. Da hieß es dann: Ehebruch! Und der Gerichtsschluß lautete: beiderseitiges Verschulden! Daisy Glane lachte hell, als sie das Scheidungsurteil in Händen hielt. Sie bewahrte es auf zur Erinnerung an ein sehr komisches, nun aber zum Glück überhandenes Abenteuer ihres Lebens.

Die „schwarze Witwe“

Die giftigste Spinne der Welt

Im Kampf ums Dasein ist kein Geschöpf so sehr dem Spiel des Zufalls anheimgegeben wie gerade die Spinne. Sie selbst ist ein Bege-lagerer, ein Fallensteller, der seine Netze aus-wirft, um andere Tiere zu fangen, wird aber ihrerseits wieder die Beute der Eidechse am Boden, die des Eichhörnchens im Gezweig des Baumes, Frosch und Kröte haften den Fall-steller an ihre klebrige Zunge, nehmen ihm da-durch alle Bewegung und verzehren ihn mit Wohlgefallen, wie auch die ganze Vogeltwelt in der schuglosen Spinne einen leicht zu erbeuten-den, ausgezeichnet schmeckenden Bissen sieht.

Dem Kleingetier, das sich im Netz fängt, steht die Spinne nicht schuldlos gegenüber. Den sich hier verstrickenden Schmetterling, die brum-mende Fliege umwickelt sie mit ihren Spinn-fäden, dadurch alle Bewegungen des Opfers un-möglich machend. Sie klebt die Enden zahlrei-cher Spinnfäden an die Beute, indem sie ihr Hinterleibsende gegen eine beliebige Stelle des Insektes drückt. Dann zieht sie die Fäden ein Stück heraus und beginnt das gefangene Tier mit Hilfe des dritten und vierten Fußpaares so schnell sie nur kann, herumzuwickeln. Es strömen dabei die Fäden wie ein breites Band aus allen Spinnstrümpfen. Nach Ablauf von kaum drei Sekunden ist eine verhältnismäßig starke Beute so umwickelt und eingesponnen, daß sie sich nicht mehr bewegen kann.

Während des Einspinnens macht die Spinne auch Gebrauch von ihrem Gift, drückt dazu die spitzen, durchbohrten Kiefer, die mit den Giftdrüsen in Verbindung stehen, in den Körper des Opfers ein, wodurch die Beute in wenigen Sekunden getötet wird.

Die Mehrzahl der Spinnen ist für den Menschen ungefährlich, aber Ausnahmen gibt es auch hier und in dieser Hinsicht haben die Witwe der Schwarzen Witwe (*Latrodectus mactans*) in letzterer Zeit allgemeines Aufsehen erregt. Die Spinne, ursprünglich im Süden der Ver-einigten Staaten einheimisch, breitet sich stark aus und wird heute schon von Maine bis Kalif-ornien und von Kanada bis Mexiko gefunden.

In ihren natürlichen Wohnplätzen hält sich das Tier unter loser Baumrinde auf oder sucht dunkle Plätze am Boden als Zufluchtsstätte. Hier spinn sie ihr Netz, ein unregelmäßiges Gewirr von Fäden, und hängt ihre Eierfäcke an Baumstrümpfen und gefallen Baumstämmen auf. In übergroßer Zahl trat hier niemals eine Vermehrung ein, denn die jungen Spinnen wer-den eine leichte Beute der Vögel etc., die alten Spinnen fielen zum Teil den parasitären Wespen zum leichtesten Opfer, die sie durch ihren Stich paralytisierten und dann zum Nest trugen, als Futter für die Jungen. Andererseits ver-nichteten auch die Frühjahrs- und Sommerregen viele Eierfäcke und junge Spinnen.

Dieses Bild hat sich aber in den letzten Jahren geändert. Das ursprünglich mehr oder minder sich selbst überlassene Land wurde kul-tiviert, wodurch die natürlichen Wohnplätze der Black Widow, der Schwarzen Witwe, zum größ-ten Teil beseitigt wurden. Das Tier hat nun die Scheunen, Ställe und Keller und selbst die Wohnungen zum Aufenthalt gesucht und sich hier in den dunklen und dümmrigen Winkeln heimisch gemacht. Dadurch ist es seinen natürlichen Feinden entronnen und kann sich reichlich ver-mehren und ausbreiten, Stubensfliegen und an-

dere Insekten sorgen reichlich für Nahrung, so daß es der Spinne hier an nichts gebricht.

Nur die schwarze, weibliche, glänzende Spinne, die auf der Unterseite des Hinterkör-pers ein leuchtend rotes, lichtgelb eingefachtes „X“ oder die Form des alten Uhrglases trägt, beißt bei Störung ohne jede Warnung. Sie ist rund eineinhalb Zentimeter groß. Das Männ-chen ist bedeutend kleiner, kaum die Hälfte der angegebenen Größe. Diese kleinen Männchen in ihren gelbgestrichelten Kleidern sind harmlos, denn es ist noch kein Fall bekannt geworden, daß je ein Mensch von ihnen gebissen worden wäre. Der Biss des Weibchens ruft sofort einen sehr starken Schmerz hervor und an jeder Biß-stelle tritt ein weißer Fleck auf. Im Verlaufe von etwa einer halben Stunde zeigen andere Körperstellen ein heftiges Schmerzgefühl, da der Blutstrom das sehr starke Gift durch den Körper führt. Zu gleicher Zeit treten dann auch Unter-leibskämpfe und starke Niesbeschwerden auf.

Wird die gebissene Person zu Bett gebracht, stellt sich Fieber ein und die Schmerzen steigern sich bis zum Delirium. Eine Wiederherstellung der Gesundheit erfolgt in der Regel nach Ab-lauf von zwei Wochen. Bei sehr schweren Bissen kann der Tod sich schon nach einigen Stunden einstellen. Wird die Vergiftung 24 Stunden überstanden, so tritt in der Regel langsam eine Befundung ein.

Das Gift der Schwarzen Witwe ist die stärkste tierische Giftsubstanz, die wir kennen. Es ist mehrere hundertmal stärker als das Gift der Klapperschlange. Wenn bei dem Biß auch nur eine ganz winzige Menge in die Wunde einge-führt wird, ist die Wirkung doch bedeutend un-heilvoller als bei einer bedeutend größeren Menge Klapperschlängengifts.

Den Tiergiften gegenüber befindet sich die Toxikologie, die Giftkunde, auf einem ganz ande-ren Standpunkt als in bezug auf Pflanzen-gifte. Sie kann sich hier nicht auf über jeden Zweifel erhabenes, durch Beweis der sachlichen Untersuchung und Erforschung begründetes Wis-sen stützen. Man kennt zwar jedes Tier, dem man die Eigenschaft „giftig“ zuerzählen muß, aber die diesen Tieren innewohnenden Gifte sind zum größten Teil noch unerforscht. Man kennt wohl die physiologischen Wirkungen, welche das in den menschlichen Organismus eingeführte Tiergift verursacht, aber die eigentlichen Giftstoffe, „das giftige Prinzip“, wie man es bei den Pflanzen-giften kennt, kennt man nur bei einigen Tier-giften.

Man kann indessen mit Sicherheit anneh-men, daß die Tiergifte chemische Verbindungen organischer Natur sind, und daß sie teils den Charakter der Alkaloide, teils den der Säuren haben. Ebenso sicher kann angenommen werden, daß die animalischen Gifte in den meisten Fäl-len nur dann ihre verderbliche Wirkung äußern, wenn sie auf dem Wege der Blutbahn in den menschlichen Körper gelangen.

Dr. E. V.

Jeder Parteigenosse liest das Parteiblatt

Wie der Eierkuchenhut erfunden wurde



Der Traum der Armen...

Auf der Bank, die über und über von welktem Herbstlaub überrieselt ist, sitzt ein jun-ges, erschreckend dürrig gekleidetes Mädchen, mit blassem Gesicht und dunklen, sehnsüchtigen Augen.

Es ist schon herbstlich still auf dem Platz, grad' gegenüber liegt das große prunkhafte Hotel, das, im letzten Aufblühen der Kurstadt-saison, noch einmal „gesellschaftliches Leben“ zeigt.

Soll erleuchtete Fensterreihen, eine statt-liche Reihe schwerer, eleganter Reisewagen, ge-dämpfetes Stimmengewirr und die schmissig-ezentrischen Klavierproduktionen, die aus der Bar des Hotels in seltsamen, wie trunkenen Tönen herüber tönen, zeichnen die Silhouette eines Lebens in Sorglosigkeit und Genuß.

Das Mädchen sitzt auf seiner Bank und schaut mit großen, offenen Augen unentwandt auf die nahe und doch so weite Welt hinter den hohen Fensterscheiben.

Die Gedanken, die im Kopfe des Mädchens umgehen, sind unschwer zu erraten. Schon aus dem Mienenpiel. Empörung wechselt mit Trauer, aber jetzt blüht etwas wie Heiter-keit um die schmalen Lippen auf.

Das Mädchen ist gewiß jetzt im Geiste durch die hohen Flügeltüren des Hotels geschrit-ten, durch die Zimmer, es badet sich in der Ueberfülle des Lichtes, das durch den gewaltis-gen Bau flutet.

Zehn Minuten sitzt es so da, die Augen hängen, wie losgelöst vom Körper, an den leuch-tenden Fensterreihen.

Da geht ein junger Mensch in Arbeiter-kleidung auf die wie gebannt Sitzende zu. Die Einsame schrickt auf, als sie der Arbeiter an-spricht.

„Ach, du bist's, Franz?!“ sagt sie langsam und fährt sich übers Haar, „ich glaube, ich habe richtig geträumt.“

Seltam nahe fühle ich mich dem Mädchen in diesem Augenblick.

Weiß ich doch soviel von seinem Traum, der der Traum der Armen war.

E. D.

Arztlicher Ratgeber

Bettruhe hilft bei allen Krankheiten

Bei den meisten Krankheiten ist Bettruhe das wirksamste Heilmittel; dabei muß es sich aber um eine vollkommene Ruhe während mindestens acht Tagen handeln; besser ist es noch, wenn sie wochenlang dauert. Einen Patienten z. B., der an Herzerweiterung litt, ließ ich während achtzehn Monaten das Bett hüten; nach dieser Zeit waren jegliche Anzeichen seiner Krankheit verschwunden.

Die wohltätigen Folgen einer vollkommenen Ruhe während einer gewissen Zeit haben verschiedene Ursachen: das Herz wird nicht angestrengt, der Blutdruck senkt sich, alle Organe ruhen sich aus, Blutandrang, Krämpfe und Entzündungen gehen zurück. Die meisten Kranken lieben dieses Seilverfahren nicht; sie glauben stets gesund genug zu sein, um ihren Beschäftigungen nachzugehen zu können, und trotzdem verbietet man ihnen jede Art von Bewegung. Dies scheint ihnen unverständlich. Bei akuten Erkrankungen legt sich der Kranke in der Regel von selbst; weshalb aber einen Menschen, der nicht einmal Fieber hat, ins Bett legen? Die Erfahrung hat aber gelehrt, daß dies oft die einzige Möglichkeit ist, schwere Krankheiten zu heilen.

Einem Herzkranken mit Atemschwierigkeiten verordne ich meist eine achtstägige Bettruhe; während dieser Zeit soll er nur flüssige Nahrung zu sich nehmen (400 Gramm Milch und ebensoviel Wasser). Je nach der Lage des Falles muß daneben noch Digitalis in genau vorgeschriebenen Mengen oder andere Medikamente eingenommen werden. Meist tritt daraufhin schon nach 18 Stunden eine Besserung ein; doch darf der Kranke das Bett noch nicht verlassen, da sonst die Heilung nicht von Dauer sein kann. Schmerzen, selbst die von Angina pectoris, lassen nach; bei dieser Krankheit muß sich die Bettruhe aber über mehrere Wochen erstrecken. Leider verlieren die meisten Kranken schon nach ein paar Tagen die Geduld, so daß der Erfolg nur ein vorübergehender sein kann.

Die Verordnung von Bettruhe gegen Krankheiten des Magens oder der Verdauungswege ist wenig bekannt. Sie hat sich bei der Beseitigung von Krämpfen oder Geschwüren gut bewährt. Es gibt z. B. Magen- und Darmkrämpfe, die röntgenologische Untersuchungen als Tumoren erscheinen lassen. Man entschließt sich zu einer Operation und findet nichts. Für derartige Fälle ist eine Liegekur, verbunden mit heißen Umschlägen auf die schmerzenden Stellen und mit dem Verbot, feste Nahrung zu sich zu nehmen, die beste Heilmethode.

Oft ist bei Gallensteinanfällen eine Operation wegen des hohen Alters des Patienten oder seines schlechten Allgemeinzustandes nicht möglich. In solchen Fällen habe ich schon oft unerwartete Resultate mit einer wochenlangen, vollkommenen Bettruhe erzielt. Dieselbe Therapie wendet man bei Nierenkrankheiten, hier verbunden mit lokalen warmen Umschlägen, oder bei Gelfsucht an. Bei dieser Krankheit tragen leichte Kost und Abführmittel zu einer schnellen Heilung bei.

Solange die Chirurgie noch nicht so weit fortgeschritten war, daß man es hätte wagen können, bei Frauenkrankheiten chirurgische Eingriffe zu unternehmen, wurden allgemein durch Liegekur gute Erfolge erzielt, bei dem heutigen Stand der Chirurgie ist aber eine Heilung viel schneller durch eine Operation zu erreichen.

Dr. med. G. Cheballier (A.B.).

Wissen Sie schon?

... was ein Autodidakt ist? — Ein durch Selbstunterricht zur Bildung Gekommener.

... wieviel ein Liter Wasser bei 4 Grad Celsius wiegt? — Ein Kilogramm.

... wann die Neuzeit beginnt? — 1492, mit der Entdeckung Amerikas.

... in welcher modernen Drucktechnik Tageszeitungen hergestellt werden? Rotationsdruck.

... was Rotwild ist? — Edel- und Rehwild.

... von wem der „kategorische Imperativ“ stammt? — Von Immanuel Kant, 1724 bis 1804.

... was ein Telemark ist? — Ein Schwunghaken beim Skifahren.

... was der Kreml ist? — Der ehemalige Zarenpalast in Moskau, jetzt Sitz der Sowjetregierung.

... wer die berühmteste Madonna gemalt hat? — Raffael Santi, 1483—1520, die „Sixtinische Madonna“, Dresden.

... wer der geistige Vater des Begriffes „Mebremensch“ ist? — Friedrich Nietzsche (1844 bis 1900).

... was Polytheismus ist? — Vielgötterei.

... wie die Geburt der Göttin Athene geschah? — Sie entsprang dem Kopf des Zeus.

Seiteres

Schon skaliert. In einem südtischen Wohnbaublock spielen die Buben Indianer. Der gute glayköpfige Onkel Franz will auch mitspielen. Die Buben halten Kriegsrat und erklären dann: „Lieber Onkel, es tut uns sehr leid, aber dich können wir nicht brauchen, du bist ja schon skaliert!“

Die frische Medizin. Ein Bauer kommt in eine Stadiapothek herein und sieht, wie der Apotheker aus mehreren halbleeren Flaschen die gewünschte Medizin zusammennischt und protestiert lebhaft dagegen mit den Worten: „Brauchst nit moana, daß i dir deine Resteln zsammisauß, i midt a frische Medizin!“

Am Stammtisch. Herr Müller hatte sich gerade gesetzt, als Herr Holm sich umdrehte und zu ihm sagte: „Verzeihen Sie, aber Sie sitzen auf meinem Gut.“ — „Wollen Sie denn schon gehen?“ fragte Herr Müller zurück.

Das Weilschen. In der Naturgeschichte-Stunde werden die Sinnesorgane behandelt. Dabei wird hervorgehoben, daß sie bei vielen Lebewesen besser ausgebildet sind als beim Menschen. „Hans, sag mir mal“, fragt der Lehrer, „wer kann besser hören als der Mensch?“ — „Der Hund und die Rahe.“ — „Gut, und wer sieht besser, Emil?“ — „Der Geier, der Habicht, der...“ — „Schön, und wer riecht besser als der Mensch, Ursula?“ — „Das Weilschen, Herr Lehrer.“

Das sichere Zeichen. „Willi scheint ein entschlossener Pessimist zu sein.“ — „Darum denn?“ — „Weil er einen Gürtel trägt — und Hosenträger obendrein.“

Begriffsbestimmung. Ein Optimist ist ein Mann, der kein Geld hat, um sich ein Mittagessen kaufen zu können, sich aber nichtsdestoweniger eine Portion Austern bestellt, in der festen Hoffnung, er werde in einer davon eine Perle finden.

Schach-Ecke

Geleitet von Wenzel Scharoch, Drakowa Nr. 32, Post Modlan bei Teplitz-Schönau.

SCHACHAUFGABE Nr. 263.

Von Dr. E. Palkovska, Prag.

Schwarz: Kd8, Tc8, d4, Lb8, Sg4, Be5. (6)



Weiß: Kg5, Dg6, Lb4, Se8, Be6. (6)

Matt in zwei Zügen!

Lösungen sind bis längstens 14 Tage nach Erscheinen der Aufgabe an den Leiter dieser Spalte einzusenden.

Lösungszug zu Nr. 261: Sg5-f3!

Richtige Lösungen sandten nachfolgende Genossen ein: Tepper Franz, Karlsbad; Beutel Wilhelm, Arnsdorf b. Tetschen; Hochfelder Hermann, Saaz; Dinnebler Emil, Tetschen; Schöffel Anton, Schöbritz; Chimiak Johann, Lohmüller Johann, Holfeld Otto, Habl Erwin, König Rudolf, sämtlich Nestersitz; Proch Anton, Fredlitz; Burkert Franz, Schönau b. Neu-Titschein; Robek Franz, Walter Ludwig, Steinwitz Adolf, König Anton, Steinwitz Johann, sämtlich Kwitkau; Tesaf Franz, Suchel; Kraus Gerhard, Turn; Triltsch Gustav, Wisterschan.

Sch. A. Schöbritz: Bitte den Autor der eingesandten Aufgabe zu nennen.

L. Bezirk.

Am Sonntag, den 5. Jänner, hielt die Bezirkschachsparte in Kleische eine Konferenz ab, um über die nächsten Aufgaben zu beraten. Für die Kreisschachleitung war Gen. Scharoch anwesend, welcher ein kurzes Referat über das Bundesfest in Komotau hielt. Nach den Berichten der Sektionsleiter entspann sich eine rege Debatte, in welche Gen. Chimiak, Nestersitz, des öfteren in sehr treffender Weise eingriff. Für den zurücktretenden Bezirkschachleiter Gen. Wendler, Kleische, wurde Gen. Habl Erwin, Nestersitz 26, zum Schachleiter des I. Bezirkes gewählt. Die technische Leitung übernahm Genosse Erich Aron, Kleische. Zu den im Feber beginnenden Serienspielen wurden die Kämpfe folgend ausgelost:

1. Runde: Schönfeld g. Nestersitz in Schönfeld.
2. Runde: Kleische g. Schönfeld in Kleische.
3. Runde: Nestersitz g. Kleische in Nestersitz.

Als Kampfrichter wurden die Gen. Wendler, Habl und Prokš vorgeschlagen.

Die Vereinsturniere endeten mit folgenden Ergebnissen:

In Kleische wurde Gen. Aron mit 7 Punkten Vereinsmeister. Es folgen Guth Josef 6 Punkte, Repka 4 Punkte, Dubitzky Josef u. Wendler je 3 Punkte, Dubitzky Herbert u. Schulz Eugen je 2 Punkte. Hühnel und Liebert haben wegen Erkrankung das Turnier abgebrochen. Ersatzmann Wagner Karl.

Vereinsmeister in Nestersitz wurde Gen. Habl Erwin mit 10 Punkten. Tomann und Renner erreichten je 8½ Punkte, Saslik 8 Punkte, König 7, Schindler 5, Chimiak Teo 4½, Freund und Holfeld jun. je 4, Holfeld Otto 3, Chimiak Joh. 2 und Tauche 1½ Punkte.

Das fällige Retourspiel 1. gegen 2. Bezirk gelangt am 14. Juni in Modlan an 10 Brettern zur Austragung.

Für Sonntag, den 19. Jänner, wurde ein Propagandaspiel in Schönfeld „Neue Welt“ beschlossen, an welchem sich die Sektionen Kleische, Nestersitz und Schönfeld vollzählig beteiligen werden. Schachfreunde und Interessenten herzlich willkommen, Beginn 9 Uhr vormittags.